

Buch leider nicht erwartet werden, am wenigsten das „Erwachen“ der polnischen Gesellschaft durch jenen von Walter Benjamin erhofften „Schlag mit der linken Hand“⁴.

Lüneburg

Agnieszka Pufelska

⁴ WALTER BENJAMIN: Einbahnstraße, in: DERS.: Gesammelte Schriften, hrsg. von ROLF TIEDEMANN, Bd. 4, Frankfurt am Main 1972, S. 89.

Heidi Behrens, Norbert Reichling: „Ich war ein seltener Fall“. Die deutsch-jüdisch-polnische Geschichte der Leni Zytnicka. Klartext. Essen 2018. 240 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8375-1986-0. (€ 19,95.)

Seit den 1970er Jahren wird das „lange Ende der Zeitzugenschaft“¹ des Holocaust beschworen, weshalb die Archivierung von Zeitzugberichten ab etwa 1978/79 (vor allem in den USA) mittels einer verstärkten Institutionalisierung vorangetrieben wurde. Das von Heidi Behrens und Norbert Reichling vorgelegte Buch über den „seltene Fall“ der Helene Zytnicka unternimmt den Versuch, diese Erinnerungen zu konservieren. In diesem Fall ging „der Auftrag“ (S. 201) allerdings von der Zeitzugin selbst aus. Interviewanfragen habe Zytnicka nie erhalten, da sie sich, wie B. und R. annehmen, in einer deutsch-jüdisch-polnischen „nicht leicht einzuordnende[n] Zwischenlage“ befand (S. 209). Die Komplexität von Identität bzw. von Selbst- und mehr noch Fremdzuschreibungen ist ein das Buch und das Leben der Zeitzugin stets begleitendes Motiv.

Der „Bericht“, wie ihn die Vf. nennen (S. 203), ist chronologisch aufgebaut und folgt der 1904 in Essen geborenen Zytnicka bis in die späten Jahre ihres Lebens. Aufgrund ihrer Eheschließung mit dem Handelsvertreter David Zytnicki musste sie zum Judentum konvertieren und dessen polnische Staatsbürgerschaft annehmen, da die Behörden in Polen interkonfessionelle Ehen nicht anerkannten. Als die wichtigste Zäsur ihres Lebens wird der 28. Oktober 1938 herausgestellt, als der NS-Staat die Zytnickis – wie viele andere jüdisch-polnische Familien – nach Polen auswies. Nach dessen Errichtung 1940 gelangte die Familie ins Warschauer Ghetto. Im Juli 1944, unmittelbar vor dem Ausbruch des Warschauer Aufstands, sah Zytnicka ihren Mann zum letzten Mal. Nach dem Krieg kehrte sie nach kurzem Aufenthalt in der Sowjetischen Besatzungszone in ihre Geburtsstadt zurück.

Konsequent einer alternierenden Erzählstruktur folgend, wechseln die transkribierten und kursiv gesetzten Erzählpassagen mit Erklärungen der Autor*innen ab, in denen sie Kontextualisierungen, aber auch Korrekturen vornehmen. Positiv hervorzuheben sind dabei die Ausführungen zur teils unbekanntem ostjüdischen Gemeinde im Ruhrgebiet. Diese teils aus dem Königreich Polen sowie Russland stammenden Immigrant*innen waren infolge des sich intensivierenden Antisemitismus von dort geflohen.² Sie galten als besonders fromm und waren deshalb nicht nur schwächer in der deutschen Mehrheitsgesellschaft integriert, sondern organisierten sich auch teilweise getrennt von der übrigen jüdischen Minderheit. David Zytnickis Eheschließung mit einer „Goy“ (Nichtjüdin) war untypisch. B. und R. skizzieren hier treffend sowohl die Identitätsproblematik dieser – wie Zytnicki – teils polnischen Staatsbürger*innen, teils der Nachfolgeneration Angehörigen, die nur Jiddisch oder Deutsch sprachen – als auch den innerjüdischen Konflikt mit den „alteingesessenen Kaiser-Wilhelm-Juden“ (S. 31).

¹ JAN TAUBITZ: Holocaust Oral History und das lange Ende der Zeitzugenschaft, Göttingen 2016.

² TRUDE MAURER: Abschiebung und Attentat. Die Ausweisung der polnischen Juden und der Vorwand für die „Kristallnacht“, in: WALTER H. PEHLE (Hrsg.): Der Judenpogrom 1938. Von der „Reichskristallnacht“ zum Völkermord, Frankfurt am Main 1988, S. 52–73, hier S. 54.

Die Passagen über den „jüdischen Wohnbezirk“ bieten wiederum ein differenziertes Bild vom Ghetto: Dass Zytnickas Schwager als Wehrmachtssoldat samt Familie in Warschau stationiert war, bot der Familie „Möglichkeiten der Tarnung und des Überlebens“ (S. 91). Dank dem Ausweis ihrer Schwester konnte sie sich freier bewegen, unterhielt außerhalb des Ghettos eine Zweitwohnung und führte illegale Geldkurierdienste. David Zytnicki wiederum war in der Arbeitsvermittlung des Ghettos tätig, wodurch er eine relativ privilegierte Stellung einnahm. Diese Schilderungen brechen und erweitern gängige Bilder vom Ghettoalltag, wie sie durch Film, Fotografie und Literatur in der Erinnerungskultur verankert sind, bergen aber zeitgleich – was B. und R. aber zu vermeiden suchen – die Gefahr einer Relativierung der menschenverachtenden Verhältnisse. Die „Schäden an Körper und Gesundheit“ (S. 181) dieser Jahre werden im vollen Ausmaß erst in den Beschreibungen von Zytnickas Leben nach 1945 betont. Immerhin für diesen Zeitraum haben B. und R. ausführliche Quellenarbeit geleistet. Das Bemühen Zytnickas um Entschädigung und Wiedererlangung der deutschen Staatsangehörigkeit spiegeln die staatsbürokratischen Versäumnisse sowie die gesellschaftliche Verdrängung der NS-Verbrechen in der frühen Bundesrepublik wider. Auch hier offenbart sich die Frage nach Zugehörigkeit, und das sowohl in Bezug zur Gesellschaft als auch zum Staatswesen der BRD, denn, so die Protagonistin, „die waren alle auf den Ämtern ungewiss, was ich bin“ (S. 178).

Schwächer hingegen fallen manche Schlussfolgerungen aus, so auch die These, Zytnickas „Biografie verweigert sich einer ausschließlichen Opferperspektive“ (S. 204), womit die Autor*innen eine „Diskussion und Reflexion von historischen Zwangslagen“ anstoßen wollen. Eine Diskussion über Handlungsmöglichkeiten anstelle einer Schuld-Unschuld-Dichotomie ist begrüßenswert, allerdings unpassend im Fall des Warschauer Ghettos und im Zusammenhang mit „falschen Papieren, Legenden und Schmuggel“ (S. 204). Die Zeitzeugin schadete damit höchstens der deutschen Besatzungsmacht. Ferner konstatieren B. und R., die Lücken in Zytnickas Beschreibungen regten zu Überlegungen an, „wie es ‚auch hätte gewesen sein können‘“ (S. 205). Über den Nutzen kontrafaktischer Spekulation mag man sich streiten. Jedenfalls fragen Historiker*innen seit Leopold von Ranke eher danach, „wie es eigentlich gewesen“.

Kleinere Mängel offenbart die Arbeitsmethodik, wie die unnötige Heranziehung von Wikipedia in Bezug auf das Thema Volksdeutsche (S. 160 bzw. S. 173, Endnote 8), obwohl die Forschung auch in deutscher Sprache ausreichende Alternativen³ böte, oder bei der Verwendung polnischsprachiger Begriffe, die oft holprig (S. 142), inkonsequent (S. 114) oder schlichtweg falsch (S. 162) erfolgt. Es drängt sich die Vermutung auf, dass die Autor*innen einem Primat der Lesefreundlichkeit gefolgt sind, denn deutschen Rezipient*innen werden diese Ungenauigkeiten vermutlich nicht auffallen. Sie werden hingegen Lenis Geschichte mit Spannung folgen, insbesondere durch die gelegentlich am Kapitelende eingefügten *cliffhanger* vom Typ „doch diese Initiative musste, wie sich zeigen wird, an den weiteren Entwicklungen scheitern“ (S. 54). Das Buch entspricht also nicht immer geschichtswissenschaftlichen Standards, doch ist diese Konzeptionen insofern legitim, als sich die Vf. in der „Rolle als Dokumentar/in“ (S. 201) zum Ziel gesetzt haben, diese komplexe Thematik für eine größere Leserschaft aufzuarbeiten. Sie wollen keine Forschungslücke schließen, sondern vielmehr eine „noch immer vergessene Seite der NS-Geschichte“ (S. 204) aufzeigen.

Festzuhalten bleibt daher, dass B. und R. trotz gewisser Abstriche einen insgesamt gelungenen Zeitzeugenbericht vorgelegt haben, der – fernab der „großen Männer der Geschichte“ – durch die Einbettung in einen breiteren Kontext sehr informativ ausfällt, zumal dieser „seltene Fall“ auch für das Fachpublikum manche nicht in Gänze bekannte Aspekte bereit hält.

Bochum – Lille

Martin Christoph Kloza

³ Dazu gehören u. a. Arbeiten von Isabel Heinemann, Markus Leniger, Andreas Strippel.